



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spieß, Karl: Volkskunde und Volksleben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Volkskunde und Volksleben

Von Karl Spieß in Bottenhorn



nimmt man eine gute volkstümliche Sammelarbeit zur Hand und sucht sich einen Überblick zu verschaffen über alles, was das Volksleben an Gestaltungen und Formen seit alters hervorgebracht hat, dann ist der erste Eindruck der eines fast unübersehbaren Reichthums. Welche Lebenskraft, welches Gestaltungsvermögen, welcher schöpferische Reichthum an Ausdrucksmitteln für alle Beziehungen des Lebens, die äußerlichsten und die innerlichsten; welche Sinnigkeit, welcher Humor, wieviel sittliche Kraft steckt hinter diesen Formen volkstümlichen Lebens, und wieviel charaktervolle Art, urwüchsiges Selbstbewußtsein und bodenständige Kraft spricht aus ihnen! Und dabei kann auch die vollständigste Sammlung nur einen Teil von dem wiedergeben, was je lebendig war. Vieles ist untergegangen, sei es durch die Verständnislosigkeit der Kirche, die die Äußerungen des volkstümlichen Lebens als heidnisch zu vernichten suchte und in ungezählten Fällen leider auch ihren Zweck erreicht hat, oder durch die Bestimmungen weltlicher Behörden*) und Herren, die jede Äußerung bäuerlicher Selbständigkeit scheel ansahen und das charaktervolle Selbstbewußtsein zu brechen suchten, und wieder mit Erfolg. Die tiefgreifenden Veränderungen politischer Natur, die auch das ländliche Leben nicht unberührt ließen, wirtschaftliche Vorgänge, Entwicklungen in der Betriebsweise taten dann noch ein übriges, indem sie dem Volkstum den Nährboden entzogen. Was noch lebendig war, verdorrte, verwelkte, verkümmerte, erstarrte. Und wenn uns nicht in der Literatur, in den volksmäßigen Weistümern und ähnlichen schöpferischen Erzeugnissen des Volkstums, in Volkslied, Sagen und Märchen, Gut von höchstem Alter, oft nur durch einen glücklichen Zufall erhalten geblieben wäre, aus dem, was im Volke selbst noch lebt, ja was auch nur als unverstandnes, versteinertes Erbe der Vergangenheit mitgeschleppt wird wie Geröll im Flußbett, könnten wir nur ein sehr verschwommenes und undeutliches Bild gewinnen von dem Reichthum des Lebens, das früher diese Formen ausfüllte.

Und der Verfall geht weiter, er scheint unaufhaltfam. Die Volkstracht verschwindet, die Mundarten sind in starkem Rückgang begriffen; die Formen

*) Ich erinnere nur, um die allerneueste Tat behördlicher Weisheit zu erwähnen, an das Verbot, den blauen Kittel bei Kontrollversammlungen und vor Gericht zu tragen, das in Westfalen so viel böses Blut macht.

ländlichen Gemeinschaftslebens haben unter der heutigen rein politischen Verfassung unserer Dorfgemeinden keinen Sinn und keinen Halt mehr. Mit der Tracht schwindet der Hausfleiß; mit dem Vordringen der Fabrikware und dem Zurückweichen des Handwerks auch die Freude am Selbstgemachten. Städtisches Schablonenprodukt steht höher in der Geltung als ein Erzeugnis heimatlicher Kunst. Sogar das Äußere der Dörfer zeigt dasselbe Bild. Rohgebaute, häßliche, öde Ziegelsteinbauten verdrängen das charaktervolle Bauernhaus. Lächerlich anspruchsvolle Kopien von Stadtkirchen verirren sich überall auf das Land; neben ihnen erscheint das schlichte Dorfkirchlein auch den Einheimischen gar zu bescheiden und einfach, so ohne Stil, ohne das schöne drum und dran, das doch erst die wahre Höhe der Kunst ist. Unaufhaltsam entgleiten uns auch noch die letzten Reste.

Kann man nichts tun, den Verfall aufzuhalten? Noch ist ja nicht alles dahin. Noch sind vielleicht ganz stattliche Reste vorhanden. Soll man sie nicht um jeden Preis vor dem Untergang schützen? Soll man nicht den Versuch machen, sie zu halten, neu zu beleben? Und mag vieles für immer dahin sein, soll man nicht um so eifriger dafür sorgen, daß das, was noch vorhanden ist, nicht auch noch entschwinde? Tracht, Mundart, Bauwesen — noch ist doch so viel von ihnen da, daß man diese Bestandteile des Volkstums erhalten könnte, ja ihnen vielleicht wieder einen stärkern Einfluß in einem größern Gebiete verschaffen könnte. Das sind Gedanken, die so nahe liegen, daß jeder, der die Sachlage erkennt, auf sie gerät. Und doch sind sie nur halb richtig und wie alle halben Wahrheiten zehnmal gefährlicher und verderblicher als ein faustdicker Irrtum. Unklarheiten, Mißverständnisse, Romantik mit sentimentalem Einschlag, ungenaue Kenntnisse, Oberflächlichkeit helfen an einem Schleier weben, der die wahre Sachlage verdeckt und die Blicke auf ganz nebensächliche Punkte und von der Hauptsache ablenkt.

Zunächst wird bei solcher Auffassung der eigentliche Sitz des Übels nicht richtig erkannt. Gewiß, es ist richtig, daß von den Erzeugnissen volkstümlicher Art schon ungeheuer viel unwiderbringlich untergegangen ist, und daß auch das, was heute noch vorhanden ist, schon deutliche Spuren des Verfalls zeigt. Diese Tatsachen sind unleugbar, wir haben auch gar kein Interesse daran, die Situation zu beschönigen und den Ernst der Lage zu verhüllen. Aber um die richtige Beurteilung dieser Tatsache handelt es sich. Beruht die Bedeutung der Vorgänge, die wir heute beobachten, darin, daß gewisse Formen volkstümlichen Lebens zerbröckeln? Oder liegt die Sache nicht vielmehr so, daß man diese Vorgänge auch schon in frühern Zeiten beobachten konnte? Es ist doch nur ein verschwindend kleiner Teil alten und sehr alten volkstümlichen Gutes, der sich bis in die Gegenwart erhalten hat. Wie vieles ist unterwegs verloren gegangen, abgefallen, abgestoßen worden. Die Auflösung von Formen volkstümlichen Lebens hat nie geruht. Das brachte schon die fortschreitende Entwicklung mit sich. Es ist doch nicht so, als wäre das Volkstum mit allen seinen

Gestaltungen und Formen ein fertiges Gebilde, in grauester Vorzeit entstanden und unverfehrt bis auf die Gegenwart gebracht, wo es nun zu zerbröckeln und zu zerfallen begänne, gleich einer Mumie, die sich bei der Berührung mit der Luft in Staub auflöst. Wäre es so, dann wäre das Volkstum auch nichts weiter als eine Mumie. Es ist aber doch gerade darum so wertvoll, weil es Leben ist, quellendes, frisches, sprudelndes Leben. Und Leben ist Entwicklung und Wachstum; und Entwicklung ist Werden und Vergehen. Nie wird ein Neues, ohne daß sich Altes auflöst. Und nicht wie eine leblose Mumie ist das Volkstum auf uns gekommen; es war immer in der Entwicklung begriffen, immer im Fluß. Und was erstarrt und erstarrte, das wurde abgestoßen, und Neues trat an seine Stelle. So ist es von jeher gewesen, und gerade je mehr man sich mit der Volkskunde und ihren Ergebnissen vertraut macht, um so mehr kommt man zu der Erkenntnis, daß hier das Neuschaffen nie aufgehört hat. Nur der Dilettant, der sich oberflächlich mit der Sache befaßt, kann die Meinung hegen, was wir heute noch an volkstümlichem Gut vorfinden, sei unterschiedslos von dem höchsten Alter und reiche in die graueste Vorzeit zurück. Neben wirklich altem Gut findet sich eben so viel, das aus mittlerer Zeit stammt; ja sogar Jüngstes und Allerjüngstes mischt sich in buntem Wechsel mit dem Alten und Ältesten. Volkstum ist, um es zu wiederholen, Leben, und das Leben kann nie aufhören, sich zu entwickeln und Neues zu schaffen.

Also die Tatsache, daß sich Formen volkstümlichen Lebens auflösen, ist wahrlich nicht neu, sondern so alt wie das Volkstum selbst. Wäre es anders, dann wäre die Sachlage wirklich trostlos und verzweifelt. Denn dann ständen wir am Ende eines jahrhundertelangen Prozesses. Das Gebilde des Volkstums, das wir dann als einmal fertig und abgeschlossen voraussetzen müßten, hätte im Laufe der Zeit ein Stück nach dem andern hingeben müssen, und was sich bis in unsre Zeit hindurchgerettet hätte, ginge nun auch den Weg, den das andre gegangen ist. Das wäre eine Tatsache, die einfach dazu zwänge, zu verzichten. Denn was sollte man tun? Aufhalten, was verfallen will? Daß es verfiere, wäre dann doch nur eine Frage der Zeit, vielleicht schon der aller-nächsten. Und da so viel schon untergegangen ist, welchen Wert hätte es, die paar Reste um jeden Preis zu konservieren? Als Raritäten für ein Altertums-museum, wo sie als unverstandne Zeugen grauer Vorzeit angestaunt werden könnten? Mehr würde wohl nicht herauskommen. Und das Ergebnis für das heutige Volksleben wäre gleich Null.

Aber glücklicherweise liegen die Verhältnisse völlig anders! Nicht das gibt den erwähnten Vorgängen die Bedeutung, nicht das fordert zur Arbeit auf, ehe es zu spät ist, daß Formen, die eine frühere Zeit schuf, unter dem Luftzug modernen Lebens in Staub zerfallen. Das ist ein Vorgang, den wir in der Vergangenheit hundertfach beobachten können, und der doch die Entwicklung volkstümlichen Lebens nicht aufgehalten hat. Die Gefahr liegt ganz wo anders. Das muß klar erkannt werden. Sonst findet man den Sitz des Übels nicht

und verschwendet kostbare Zeit und wertvolle Arbeitskraft an nutzlose Versuche. Wohlgemeinter, aber schlecht beratener Eifer kann viel Unheil anrichten, weil er die Verhältnisse verschiebt, sich an ganz unwesentlichen Stellen vergeblich müht und darüber die Arbeiten an Punkten ruhn läßt, die wirklich gefährdet sind. Welches sind nun solche Punkte? Warum ist überhaupt heute Gefahr vorhanden, wenn sich doch nur wiederholt, was schon hundertmal in der Entwicklung volksmäßiger Formen dagewesen ist?

Warum heute Gefahr vorhanden ist, wenn nicht die Auflösung volkstümlicher Formen an sich die Gefahr bedeutet? Weil diese Auflösung heute unter ganz andern Bedingungen vor sich geht als früher. Was wir auf dem Gebiete des Volkstums beobachten, ist nur ein kleiner Ausschnitt des gesamten geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Dort wiederholt sich genau dasselbe, was wir hier vor sich gehn sehen. Das Charakteristische dieser Vorgänge ist dies: ein Abbrechen der Tradition, ein Zerreißen der Fäden, die Vergangenheit und Gegenwart miteinander verknüpfen. Man sucht ein Neues, aber dieses Neue soll etwas völlig Neues sein, wie es noch nie dagewesen ist. Es soll sich nicht in organischer Entwicklung aus der Vergangenheit und dem, was sie schuf, herausbilden; es soll fertig dem schöpferischen Geiste entquellen, wie Minerva dem Haupte des Zeus entsprang. Unmittelbar, ohne Vorstufen, ohne Vorbereitung, ohne zeitliche Zusammenhänge, ohne zeitliche Abhängigkeit soll es eines Tags da sein, ein herrliches göttliches Wunder und in seiner Unabhängigkeit von allen äußern und innern Vorbedingungen und allen kausalen Voraussetzungen zugleich selbst ein Beweis seines höhern, übernatürlichen, göttlichen Ursprungs. Daher dieses Suchen und Tasten, diese Nervosität und Unruhe auf allen Gebieten des geistigen Lebens, des künstlerischen zumal. Das ist nicht der sichere Schritt der Entwicklung, die, sich an Vorhandenes anlehnd und vom Gewonnenen geleitet, nun eine Strecke weiter vordrängt, sondern das ist zumeist ein gequältes Hinauffschrauben, eine reklamesüchtige und sensationsbegierige Neuerungssucht, ein schwächliches, in sich uneiniges und ungewisses Vorantappen wie der Gang eines Blinden, der sich mit suchenden Händen und ängstlichem Gesicht seinen Weg herausfühlen muß; und wenn es hoch kommt, ist es ein kühner, gewagter Sprung ins Unbekannte, ein verwegener Vorstoß, der alle Brücken hinter sich abbricht.

Das Volksleben zeigt dieselbe geistige Signatur. Auch hier eine Unruhe, eine Hast, eine Überstürzung, mit der man ein altes Haus abbricht, ehe das neue fertig ist, sodas man obdachlos umherirrt. Die Gründe zu untersuchen, würde hier zu weit abführen. Nur kurz sei angedeutet, das der ungeheure Umschwung und Aufschwung des Wirtschaftslebens, das Aufkommen neuer Wirtschaftsbetriebe, das Anwachsen der Städte, das ja wieder nur eine Folge der Ausbreitung des Verkehrslebens war, einen so ganz andern Boden schufen und die geistige Atmosphäre so völlig veränderten, das die Entwicklung über viele Köpfe hinweggraste und auch die Widerstrebenden mit sich riß. Wie von einem

Taumel ergriffen, stürzte sich alles in den großen Strudel. Dabei rissen dann die oft so zarten Fäden, die sich aus der Vergangenheit herüberspannen, und das geistige Leben wurde so unversehens in einen ganz neuen Boden verpflanzt, daß manche erst zur Besinnung kamen, als schon alles geschehen und nichts mehr zu ändern war. Der Zug in die Stadt und das Herausdrängen der Stadt auf das Land verschoben das Weltbild, werteten alle Werte um und zauberten glänzende Bilder vor, nach denen man begierig griff, aber bald erkannte man, daß es Trugbilder waren. Das Alte war inzwischen aufgegeben, und man wollte und konnte nicht mehr zu ihm zurückkehren. Zwischen dem „Heute“ und dem „Gestern“ klappte ein tiefer Spalt. Den Sprung herüber hatte man im Taumel gewagt; zu einem kleinen Schritt zurück konnte man den Mut nicht finden.

So war die Entwicklung jäh, fast unvermittelt unterbrochen. Fast alle Fäden waren abgerissen. Das Alte schien veraltet und wertlos; man versuchte gar nicht erst, wieder an es anzuknüpfen. So, wie es war, paßte es tatsächlich nicht mehr in die veränderten Verhältnisse. Grund genug, es kurzerhand ganz aufzugeben und zu versuchen, ein Neues zu schaffen. Und hier ist der Punkt, wo der Zustand anfängt gefährlich zu werden. Denn die Entwicklung macht keine Sprünge. Und die völlige Ignorierung der Vergangenheit und alles dessen, was sie geschaffen und hervorgebracht hat, muß sich bitter rächen. Zunächst erzeugt sie Unruhe, nervöse Hast; und am Ende alles Suchens sieht man sich doch wohl gezwungen, zum Alten zurückzukehren. Dann sind aber die Fäden vielleicht nicht mehr aufzufinden; das Verständnis versagt, der Abstand ist immer größer geworden, und zu spät erkennt man, daß man etwas bewährtes vorschnell aufgegeben hat, ehe man gleichwertigen Ersatz geschaffen hatte. Noch ist es zum Glück nicht ganz so weit, noch lassen sich die abgerissenen Fäden wieder aufnehmen. Dadurch aber wird die Frage: Was ist zu tun? sehr klar und einfach. Es kann nur eine Antwort darauf geben: den abgerissenen Fäden wieder aufnehmen, an das Vorhandne anknüpfen, nicht um es wie ein fertiges Kleid über das werdende Leben zu werfen, sondern um aus ihm die Formen zu schaffen, die dem Geiste des Alten entsprechen und doch den neuen Bedürfnissen gerecht werden.

Die Entwicklung läßt sich nicht aufhalten und nicht zurückschrauben. Drängt man ihr Formen auf, die ihr nicht passen, so zersprengt sie sie. Das einzige, was man tun kann, ist das, daß man sie in Bahnen leitet, in denen sie gesund bleibt, daß man ihr Stoff bietet, aus dem sie sich neue Formen schafft. Und diesen Dienst will die Volkskunde dem Volksleben leisten. Nur so faßt sie das Übel an der Wurzel. Denn der gefahrdrohende Übelstand besteht darin, daß unser Volksleben haltlos und führerlos geworden ist. Es ist wie ein Kind, das sich plötzlich mutterseeleallein im dichten Walde wiederfindet. Wo soll es sich hinwenden? Seit einem Menschenalter ist die Entwicklung jäh unterbrochen. Der Umschwung und die Umgestaltung der Lebensbedingungen erfolgten zu schnell; er benahm den Atem. Heute sehen wir das Ergebnis. Die alten

Lebensformen liegen zerbrochen, zersprengt am Boden. Eine nutzlose Mühe wahrlich, die Scherben zu sammeln und aus ihnen ein brauchbares Gefäß zusammenfitten zu wollen! Also sie wegkehren und auf den Schutthaufen werfen? Das wäre das andre Extrem, das ebenso töricht wäre. Sie sind doch noch zu etwas nütze. Und wenn man sie zusammenfügt und aufbewahrt, sie geben kein brauchbares Gefäß mehr; aber sie können als Vorbild und Muster dienen, um ein neues Gefäß zu schaffen, größer und weiter, das nun den neuen Inhalt zu fassen vermag.

Nur in diesem Sinne wollen die volkshundlichen Bestrebungen verstanden sein. Sie sammeln sorgfältig und mit liebevollem Bemühen, was sich an Resten volkstümlichen Lebens zusammentragen läßt. Aber nur, um daraus ein Bild der Vergangenheit zu entwerfen, um den Geist und die treibenden Kräfte zu ergründen, die einst diesen wunderbaren Reichtum an Formen und Gestalten schufen. Diesen Geist des volkstümlichen Wesens zu erfassen, ist allein Zweck und Ziel. Und nur das verdient den Namen „Volkshunde“, was so vom Äußerlichen zum Innerlichen, von der Form zum Inhalt vorzudringen vermag. Alle Form ist etwas sekundäres; alle Form ist Produkt der Entwicklung und vergeht wieder, wenn ihre Zeit vorüber ist. Was aber bleibt, immer lebendig und schöpferisch kräftig, das ist der Geist, der sich die Formen schuf. Und daß dieser Geist sich selber treu bleibe, daß er sich nicht verblenden lasse und sich nicht verirre, daß er die Bahn, aus der er herausgeschleudert wurde, wiederfinde und nun selbstsicher und selbstbewußt weiter schreite, seiner Vergangenheit treu und doch aufgeschlossen für das moderne Leben und seine Anforderungen, das will die Volkshunde erreichen, und das ist auch ein Ziel, das sie erreichen kann.

Aus all der Mannigfaltigkeit und dem bunten Reichtum volkshundigen Gestaltens und Schaffens tritt uns als der innerste Kern, wieder erkennbar trotz tausendfacher Verkleidung, entgegen: charaktervolles Selbstbewußtsein, bodenständige Art, schöpferische Gestaltungskraft, stolzes Unabhängigkeitsgefühl, das sich für zu schade hält, hinter andern herzulaufen, das wohl auch fremdes Gut übernimmt, aber nicht ohne ihm den Stempel seines Wesens aufzudrücken und es sich innerlich anzueignen. Und diese innerste Kraft des Volkstums ist in Gefahr, sich selbst zu vergessen. Sie ist von dem vielen Neuen, das auf sie eindringt, geblendet; sie gibt ihr Eigenstes dahin und nimmt sich Fremdes, Unverständnes, Unbrauchbares. Sie hängt sich ein Kleid um, bunten Flitter und Duzendware und verachtet das selbstgewebte Gewand. Sie läßt sich Formen aufdrängen, die ihrem innersten Wesen fremd sind, die nicht in ihrem Heimatboden gewachsen sind, die überhaupt nicht gewachsen, sondern zusammengeleimt sind von solchen, die von volkstümlichem Wesen keine Ahnung haben. All diesen Widerstimm nimmt sie ruhig in den Kauf, weil das Unverständne, Neue sie reizt, lockt und blendet. Darum schwinden Tracht und Sitte, das Leben wird kahl und öde. Darum schämt sich der Bauer seiner Mundart und radebrecht ein unmögliches Hochdeutsch; darum läßt er sich Wohnhäuser und Kirchen bauen,

die seinem Gefühl so fremd sind wie ein chinesischer Tempel. Ihm ist der altgewohnte Boden unter den Füßen weggezogen worden; er findet sich in der neuen Welt, die so plötzlich um ihn her empor schoß, noch nicht zurecht und läßt alles willenlos mit sich geschehen. Die aber die ganze Bedeutung dieser Lage übersehen, dürfen nicht müßig bleiben. Sie kommen und halten dem Volke den Geist seiner eignen Vergangenheit vor: Sieh, wie selbstbewußt und charaktervoll, wie stolz und sicher du früher warst; wie du dir die Lebensformen selber schufst und dir zu gut warst, ändern nachzuäffen. Finde dich selbst wieder! Laß den Geist charaktervoller Art und bodenständigen Heimatgefühls wieder lebendig werden; lerne den verachten, der sein eignes Wesen aufgibt, dann wirst du auch in dir die Kraft wiederfinden, dir selbst dein Leben zu bauen und Formen zu schaffen, die deinem Wesen entsprechen als ein Ausdruck deiner selbst. Brauchst du Anleitung und Vorbild, so suche sie nirgend anders als in deiner eignen Vergangenheit. Denn da allein findest du dein eignes Wesen wieder, aber nicht in dem, was andre dir als Fertiges aufdrängen wollen!

Wenn man die Aufgabe der Volkskunde so auffaßt, wie kleinlich und töricht, oft geradezu albern erscheinen dann die Versuche, die das Übel meinen heilen zu können, wenn sie wahllos irgendeinen Zipfel erfassen und rufen: Das müssen wir festhalten! Nur in diesem großen Zusammenhang sind Einzelbestrebungen, wie etwa die zur Erhaltung der Volkstracht u. a. m., berechtigt. Erheben sie den Anspruch, an sich etwas wertvolles erreichen zu können, lösen sie sich aus dem großen Zusammenhang los, verlieren sie die leitende Perspektive auf eine Erneuerung volkstümlichen Wesens von Grund auf aus den Augen, dann sind sie nicht nur zur Erfolglosigkeit verurteilt; sie wirken direkt schädlich, weil sie mit ihrer oberflächlichen Auffassung jeden tiefer schauenden Menschen abstoßen und die Aufmerksamkeit auf Nebendinge ablenken, während der Schaden am Mark weiterfrißt. Solche Einzelbestrebungen dürfen nie Selbstzweck werden, ebensowenig wie die Volkskunde überhaupt, wenn man von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung für die Aufhellung vergangner Zustände absieht, Selbstzweck ist. Sie ist ein Lebendigmachen der Vergangenheit, ein farbenreiches Gemälde, das den Geist volkstümlichen Wesens, der in der Vergangenheit so Wunderbares schuf, zu neuer Tätigkeit antreiben möchte. Als Führerin, Beraterin bietet sie ihre Dienste an. Wehe ihr, wenn sie zum Schulmeister würde oder zum engherzigen Pedanten, der einfach dekretieren wollte: Das muß so bleiben. Das Volksleben würde ihr dann bald völlig entgleiten. Weist sie aber aus der Vergangenheit nach, wie sich ein lebendiges Volkstum betätigte, sucht sie das Volk wieder stolz zu machen auf seine Art und den Geist des Selbstbewußtseins und urwüchsiger Kraft in ihm zu wecken und zu stärken, dann kann sie unendlich Segensreiches leisten, dann ist sie unentbehrlich, um die Entwicklung gesund zu erhalten. Dann darf sie sich auch ehrlich frei wissen von sentimental-romantischen Anwandlungen, die man ihr so oft vorwirft. Dann

ist sie nüchtern und praktisch wie das Leben selbst und darf auch hoffen, auf das Leben Einfluß zu gewinnen.

Heinrich Söhre, dem die Pflege des Volkstums so viel verdankt, sagt in seinem „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ (Berlin, 1900): „Bei den einzelnen Versuchen, welche hier und da in bester Absicht zur Neubelebung des Volkstums gemacht sind, z. B. durch die Vereine zur Erhaltung der Volkstrachten, ist man insofern in einem schweren Irrtum befangen, als man das Volksleben von einem einzelnen äußern Bestandteil aus glaubt wiederbeleben zu können und annimmt, daß es darauf ankäme, diesen Bestandteil genau so zu erhalten, wie er einstmal war. Wollen wir einen kranken Baum wieder gesund machen, so würde es wohl niemand einfallen, beim Wipfel oder einem einzelnen Zweige anzufangen, sondern wir suchen ihn vor allem am Wurzelboden zu behandeln, und gelingt es uns, ihn von der Wurzel aufwärts gesund zu machen, so werden die Zweige hernach ganz von selbst wieder grünen und blühen. So muß auch das Volkstum bei der Wurzel erfaßt und von Grund auf kuriert werden. Ein Verein, der nur die Volkstracht pflegen will, ist unfers Erachtens ein Unding und trägt nur dazu bei, die Volkstumspflege in Mißkredit zu bringen. Wir dürfen bei alledem nicht vergessen, daß alles Gewordne durch die Entwicklung geworden ist, und daß auch das Volkstum diesem Naturgesetz untergeordnet ist. Ein Beispiel dafür bietet gerade die Volkstracht, die da, wo sie noch besteht, gewiß nicht etwas vor hundert Jahren erstarrtes, sondern etwas sich stets fortentwickelndes ist. In Wahrheit können wir also nichts andres tun, als diese Entwicklung im Volkstum pflegen, dafür sorgen, daß sie sich nicht überstürzt oder gar jäh unterbricht, daß die Entwicklung auch nicht von außen gewaltsam herbeigeführt, sondern durch den Takt der gesunden Volksseele geleitet wird. Kein jähes Abbrechen also durch Einführung fremder städtischer Moden und Stile, sondern ein organisches Fortentwickeln der einzelnen Zweige des Volkstums zu einem wahren volksgemäßen Neuen“ (S. 260).



Russische Bauernhochzeit

Skizze von M. Schneider



ußland steht jetzt im Vordergrund des Interesses, große Umwälzungen bereiten sich vor, und mit Spannung verfolgen wir die Vorgänge im Osten. Das russische Volk schließt sich zusammen gegen das Gewaltssystem der Bureaukratie und verlangt dringend sozialpolitische Reformen. Die Entwicklung schreitet vorwärts, das Volksbewußtsein erwacht und beginnt sich zu regen. Es ist sonderbar, wie sich neben diesen freiheitlichen Ideen im Volke noch ein zäher Konservatismus, ein Festhalten am krassesten Aberglauben behauptet. Das zeigen mit am klarsten die eigentümlichen Hochzeitsgebräuche, die oft noch bis in die ferne Heidenzeit zurückdatieren. Ich

Grenzböten III 1906

90